

Nr. 279 Bydgoszcz/Bromberg, 7. Dezember 1938

Vierzehn Tage mit Edith

Roman von Katrin Holland.

(8. Fortsetzung.)

In dieser Nacht hörte Michael Rauter seine Privatsekretärin nebenan weinen. Gegen elf Uhr war der Sturm auf dem Höhepunkt und die „Sherry Netherland" rollte und pitschte, als wäre es nicht April, sondern eine winterliche November-Überfahrt. Zuerst glaubte er sich getäuscht zu haben, aber in den kurzen Intervallen, in denen die Brecher zurückebbten, hörte er ganz deutlich Ediths lautes unbeherrschtes Schluchzen. Irgendwie erinnerte ihn dieses Weinen an jene Tage, in denen sich seine Mutter ängstlich an seinen Vater geklammert und beim Anblick der haushohen Wogen, die das Schiff erbarmungslos angriffen, laut geschrien hatte. Er wartete noch eine Weile, ob das Schluchzen nebenan nicht verstummen würde, dann jedoch stand er auf und pochte an Ediths Tür. Und als keine Antwort kam, das Weinen aber umso deutlicher an sein Ohr schlug, drückte er den unverschlossenen Griff hinunter und trat ein.

Das Lämpchen über ihrem Bett brannte, sie lag auf der Seite, der Wand zugekehrt, und weinte wie ein kleines Kind durch die vor das Gesicht geschlagenen Hände. Sie mußte sein Klopfen und auch seinen Eintritt überhört haben, denn als er sie jetzt anredete, fuhr sie erschrocken hoch, starrte ihn aus geschwollenen Augen entsetzt an, als sähe sie einen Geist, und griff dann mit einer kindlichen und instinktiven Geste nach der Decke, die sie bis zum Hals heraufzog.

„Einen Augenblick", sagte sie, „ich bin sofort bereit. Wollen Sie direkt in die Maschine diktieren oder soll ich ein Stenogramm aufnehmen?"

Zu ihrem grenzenlosen Erstaunen lachte der sonderbare Mister Miller so herzlich, daß sie ihn von unten herauf verwundert betrachtete. Er sah das Erstaunen in ihren großen Augen und brach plötzlich, über sich selbst verblüfft, ab. Es mußte Jahre her sein, daß er so gelacht, daß er überhaupt gelacht hatte, aber ihr Eifer, ihre Pflichttreue rührten ihn. Was für ein Kind sie noch ist, dachte er; sie glaubt scheinbar wirklich, sich mir mit Haut und Haaren ausgeliefert zu haben und kein Recht mehr auf Selbstbestimmung zu besitzen.

„Nein", sagte er schließlich, während noch der Schatten seines Lachens als zartes Lächeln um seinen Mund stand, „ich brauche Sie nicht. Bei Windstärke zehn sollen Sie weder stenographieren, noch tippen."

Er betrachtete sie von neuem, ihr verweintes Gesicht, ihre dünnen Arme, die schmalen Schultern und das lange, graziöse Hälschen.

„Warum", fragte Edith mühsam, „warum sind Sie dann gekommen?"

„Vielleicht habe ich mich getäuscht", antwortete Mister Miller und auch seine Stimme schien ihr merkwürdig verändert, „aber ich glaubte, Sie weinen zu hören."

„Ich weine nie", sagte Edith und richtete sich auf und schüttelte heftig und abwehrend den Kopf. „Nie", flüsterte sie noch einmal.

Er trat einen Schritt näher an ihr Bett heran, legte seine Hand unter ihr Kinn und hob ihr gesenktes Gesicht zu sich auf.

„Es ist keine Schande, zu weinen", sagte er. Seine Stimme hatte auf einmal ihren harten und unpersönlichen Klang verloren und klang weich, fast zärtlich. „Sagen Sie mir, was Ihnen fehlt! Vielleicht kann ich Ihnen helfen?"

In diesem Augenblick segelte der Koffer, den die Stewardeß auf dem Schrank verstaut hatte, von seiner Höhe und flog durch die ganze kleine Kabine. Miller versetzte Edith einen kräftigen Stoß, unter dem sie sich duckte, und der Koffer ging an ihr vorbei, prallte gegen die Wand und fiel auf das Fußende des Bettes.

„Zum Teufel!" sagte Miller, ergriff das Gepäckstück und schob es unter das Bett. „So eine Dummheit! Warum hat man ihn denn nicht festgebunden? Wie gut, daß Sie mit hochgezogenen Knien dasaßen, sonst hätte er Ihnen die Füße gebrochen."

„Danke!" erwiderte Edith und war ein bißchen blaß um die Lippen. „Ich habe Angst", setzte sie plötzlich hinzu und sah Miller aus großen und hilflosen Augen an. Kleine blaue Bergseen, dachte er. Sie zitterte jetzt.

„Aber wovor denn?" fragte Miller und setzte sich neben sie auf das schmale Bett. „Wovor denn, Kind?" Er nahm ihre Hand, die langen zarten Finger, und streichelte sie beruhigend und ganz mechanisch.

„Ich weiß nicht", sagte Edith und versuchte, sich zusammenzunehmen und nicht laut herauszuschluchzen, „ich bin ein schrecklicher Feigling. Entschuldigen Sie bitte vielmals, ich benehme mich ganz dumm. Aber mir ist so entsetzlich schlecht die ganze Zeit über gewesen und ich konnte nie schlafen und wenn man dann mitten in der Nacht so allein ist... so schrecklich allein — und gar nicht weiß, wie alles werden wird, das Leben meine ich, und man hört den Sturm und die Wellen und weiß nicht einmal, ob man überhaupt ankommt . . .", sie lachte leise, sich selbst verspottend. „Die ganze Zeit habe ich meinen Rettungsring angeguckt und mir die Nummer gemerkt und in welches Boot ich zu gehen habe und . . . und . . . Wenn mir heute etwas geschähe, kein Hahn würde nach mir krähen, keiner mich betrauern. Ich habe doch niemanden . . . und ich möchte doch so gern etwas erreichen, etwas schaffen und . . ."

Mister Miller nahm sie wie ein Kind in die Arme und wiegte sie leise hin und her.

„So, so", sagte er beruhigend, „so, so. Viele Menschen haben Angst vor dem Tode, Sie sind gar keine Ausnahme. Die meisten wollen etwas schaffen und fürchten sich, daß es ihnen nicht gelingt. Und viele Menschen sind sehr allein und merken es erst in einer solchen Nacht, aber das ist nur

Mitleid mit sich selber, dem darf man nicht nachgehen, das muß man zu überwinden suchen. Was nun aber die Seekrankheit anbetrifft, so werde ich Ihnen eine Medizin geben, die Ihnen hoffentlich helfen wird."

Er stand auf, ging von ihr fort und gleich darauf kam er mit ein paar Tabletten zurück, von denen er zwei in einem Glas Wasser auflöste und ihr reichte.

„So", sagte er noch einmal, „jetzt legen wir uns schön zurecht und machen die Augen zu und schlafen tief und fest und morgen wird alles viel besser sein. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" flüsterte Edith zurück. „Und vielen Dank und entschuldigen Sie bitte." Sie wartete noch, bis er die Tür hinter sich ins Schloß zog, erst dann löschte sie das Licht. Sie glaubte nicht, schlafen zu können, aber tatsächlich atmete sie wenige Minuten darauf tief und fest und in ihren merkwürdigen Träumen vermischten sich Millers und Lombards Gestalt zu einer einzigen.

*

Am nächsten Tag schien die Sonne über einem blauen Meer, das nur noch zarte weiße Schaumkronen trug, und wie Maulwürfe aus der Erde krochen die seekrank gewesenen Reisenden aus der Verborgenheit ihrer Kabinen an das Licht. Die Bordspiele wurden aufgestellt, die Ping-Pong-Bälle klatschten auf ihrer grünen Fläche, der Miniaturgolf ward eifrig belagert und oben an Deck spielte man Shuffleboard und saß im Windschatten in der Sonne und atmete voll Vergnügen die frische salzige Brise. Edith erschien das kleine Erlebnis der letzten Nacht jetzt im hellen gleißenden Sonnenlicht wie ein Traum, unwahr und ganz unmöglich. Lombard saß neben ihr und behauptete, schon am frühen Morgen in der Turnhalle gewesen zu sein und mit dem Trainer geboxt zu haben. In dieser Stunde war er restlos in Edith verliebt, und sie bekam allerhand hübsche Dinge zu hören, die ihr Herz erwärmten und ihr Mut und gute Laune einflößten. Trotzdem mußte sie jedesmal, wenn sie Lombard ansah, an Miller denken. Sie wußte selbst nicht warum. Das war erstaunlich und störend, aber es war nun einmal so.

An diesem Abend aß sie mit Lombard zusammen im Speisesaal das Galadiner. Vorher hatte es eine Cocktailpartie gegeben und Edith hatte einen leichten Schwips, der sie wie auf Wolken gehen ließ. Alles erschien ihr wieder einmal schön und leicht und sie war witzig und aufgelöst und amüsant. Während sie aßen, parodierte sie auf reizende Weise verschiedene große Schauspielerinnen, und so gut traf sie Ton und Gesten, daß Lombard nicht aus dem Lachen herauskam und ein paarmal impulsiv Beifall klatschte.

„Wirklich, Edith", sagte er, „ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht . . . ja, Sie übertreffen noch meine Erwartungen. Sie werden ganz groß werden, ich verspreche es Ihnen. Ich werde Sie einem befreundeten Regisseur vorstellen. Man wird Probeaufnahmen von Ihnen machen und Sie sollen sehen, in einem Jahr spricht ganz Amerika von Ihnen."

Edith sah ihn ungläubig an. War seine Begeisterung über die kleinen Proben ihres Talentes echt oder gespielt? Aber seine Worte waren Musik in ihren Ohren und es war nur zu schön, ihnen zu glauben und sich in Zukunftsträumen zu wiegen. Als kleine unscheinbare Sekretärin, dachte sie, betrete ich Amerika, aber . . . es ist doch alles Schicksal. Wie gut, daß ich gefahren bin. Was für ein Glück, daß mich Miller engagierte, wie herrlich, daß ich Lombard getroffen habe!

„Wenn Sie wollen, bin ich von heute an Ihr Manager und Anwalt", sagte Lombard neben ihr. „Ich werde schon etwas aus Ihnen machen. Ich habe die richtige Nase für Frauen, einmal schon ist es mir gelungen, aus einem kleinen Nichts von Tänzerin eine der reichsten Frauen Amerikas zu machen."

Später nahmen sie ihren Kaffee in der Bar, gingen dann hinüber in den Salon, wo in der Mitte das Pferdchenspiel aufgebaut war. Edith und Lombard wetteten jedesmal und immer brachte Lombard ihr den Gewinner.

„Sie gehören zu den Glückskindern, Edith", neckte er sie. „Sehen Sie, ich habe alles verloren, während Sie sich Ihr erstes kleines Vermögen verdient haben."

Was er nicht sagte, war, daß er für Edith, wenn er die Nummern holte, jede einzelne gespielt hatte.

Dann begann die Kapelle zu spielen. Lombard bestellte Sekt und stieß auf ihr Wohl an. Einige Frauen und Männer nahmen im Vorbeigehen an ihrem Tische Platz. Edith wurde als die Tochter der berühmten Maria Zylander vorgestellt, und die anderen waren höflich genug, sich zu erinnern und betrachteten sie forschend. Edith hörte schweigend ihren witzigen und snobistischen Redensarten zu, verstand meist nicht, um was es sich handelte, weil sie weder die Leute noch deren Verhältnisse kannte, und zwang sich zu lächeln, wenn ihr auch die Bemerkung gar nicht komisch erschien.

Später stellte Lombard voller Vergnügen fest, daß sie ausgezeichnet tanzte. Ihre Füße schienen den Boden kaum zu berühren und sie war in seinem Arm so leicht wie eine kleine Feder, kaum spürbar ihr Gewicht. Er fühlte ihren jungen schmalen Körper, und als sie erhitzt nach einem langen Walzer an ihren Tisch zurückkehrten und Edith sich aufatmend in ihren Sessel gleiten ließ, sagte Lombard:

„Hören Sie, ich mache Ihnen einen Vorschlag. Aber Sie hören ja gar nicht zu, Edith?"

Edith wandte ihm ihr Gesicht zu und sah ihn ernsthaft an.

„Ja, bitte."

„Was haben Sie soeben gedacht?"

„Nichts", sagte Edith, „vielleicht habe ich mit offenen Augen geträumt. Was wollten Sie mir vorschlagen?"

„Geben Sie Miller auf. Ich meine, geben Sie Ihre Stellung bei Mister Miller auf. Wozu haben Sie es nötig, Sekretärin zu spielen? Sie sind zu etwas anderem geboren, Edith. Sehen Sie, ich bin ganz sicher, daß es mir . . . uns . . . bald gelingen wird, den richtigen Start für Sie zu finden. Wozu sollen Sie sich in der Zwischenzeit mit den Launen Ihres schrulligen Chefs herumplagen, morgens früh aufstehen, sich den ganzen Tag zur Verfügung halten? Denn wir wollen uns doch darüber klar sein, daß jetzt nur die Seekrankheit Herrn Millers Ihnen soviel Freiheit erlaubt. Aber voraussichtlich wird das in Newyork anders werden. Sie werden die kleine Angestellte sein, die sich ihr Gehalt erarbeiten muß. Also, wie gesagt, geben Sie die ganze Sache auf, hängen Sie sie an den Nagel."

„Und?" fragte Edith, „was sollte ich tun? Bis Sie mir den Start finden, müßte ich mich doch nur nach einer neuen Stelle umsehen, denn ich muß in der Zwischenzeit leben und ich habe kein Geld."

„Sie haben mich nicht aussprechen lassen", fuhr Lombard fort. „Für die Zwischenzeit würde ich Ihnen . . . würde ich schon für Sie sorgen. Zum Beispiel: Ich könnte Ihnen eine gewisse Summe leihen, die Sie mir später bei Gelegenheit zurückerstatten würden."

Edith sah ihn nachdenklich an. „Und wenn ich keinen Erfolg habe, oder wenn mich niemand engagieren will, was dann . . .?"

„Sollte dieser Fall eintreten, ich bin nicht arm, Edith, es würde mir ein großes Vergnügen sein, Ihnen dann was Sie brauchen zum Geschenk zu machen."

„Sie sind sehr gütig", murmelte Edith und wandte die Augen von seinem Gesicht, „aber, aber . . ."

„Wieviel besser wäre es für Sie und Ihre ganze Zukunft, wenn Sie, anstatt sich mit Ihrem unfreiwilligen Berufe zu plagen, Unterricht nehmen könnten. Sie sprechen erstaunlich gut englisch, aber immerhin wäre es notwendig, Ihre Aussprache zu verbessern, und Sie haben mir selbst erzählt, daß es Ihnen an Routine fehlt."

„Ich möchte es dennoch nicht", sagte Edith und trank ihr Glas mit einem einzigen Schluck aus. „Ich weiß, Sie haben recht, es stimmt alles, aber es wäre mir ein schrecklicher Gedanke, Ihnen Ihr Geld nicht zurückgeben zu können, abhängig von Chancen zu sein."

„Sie sind auch jetzt abhängig, Edith, abhängig von Mister Miller, der nicht wie ich ein großes persönliches Interesse an Ihnen hat. Er kann Sie morgen entlassen, wenn ihm plötzlich Ihr Näschen nicht mehr gefällt. Was dann? Seien Sie doch nicht so töricht, kleines Mädchen. Man muß seine Chancen erkennen und gegebenenfalls auch

imstande sein, mal ein bißchen von seinem kindlichen Stolz zu opfern. Ob Sie Erfolg haben werden oder nicht, das ist eine zweite Frage, die ich aus Instinkt und Erfahrung aber jetzt schon bejahen möchte. Edith, nein, sehen Sie mich an, anstatt die dicke Dame dort drüben, warum wollen Sie sich von mir nichts schenken lassen?"

Edith hob die Schultern. „Ach", sagte sie, „ich weiß nicht. Es ist nicht recht irgendwie, glaube ich."

„Was für spießbürgerliche Ansichten für die Tochter Maria Zylanders. Sie sollten sich wirklich schämen. Nun, ich will nicht beleidigt sein und Ihnen grollen, aber hören Sie, Edith, ich verstehe Sie einfach nicht. Ihr Leben lang war es Ihre Sehnsucht, zur Bühne zu gehen. Jetzt, wo sich jemand findet, der Ihnen behilflich sein will und Ihnen die Wege ebnen möchte, bekommen Sie es plötzlich mit der Angst. Oder sind Sie etwa nicht ehrgeizig?"

„Doch", sagte Edith.

„Dann kann ich mir nur einen Grund denken, warum Sie Ihre Stellung nicht aufgeben und mein Angebot annehmen wollen: daß Sie, wie es sich für eine Privatsekretärin ziemt, in Ihren Chef verliebt sind."

(Fortsetzung folgt.)

Sehnsucht in den Wolken.

Die Geschichte Mihails, des Hirten.

Erzählt von Arnold Krieger.

Marfa lockerte das rechte Knie am unteren Sattelhorn und ließ die Reitgerte gegen ihr Pferd tätscheln. Vielleicht meinte die Liebkosung nicht so sehr die hellgraue walachische Stute, die ein wenig unzufrieden mit laschen Fesseln einhertrottete. Neben der Reiterin schritt Mihail, der junge Büffelhirt, schweigsam wie immer, die schmalen Lippen fest zusammengelegt, den Blick hochmütig zu Boden geschlagen. Er verriet keine Freude, kein Mißvergnügen darüber, daß sich ihm Marfa hier vorm Dorf angeschlossen hatte.

„Wohin gehst du, Mihail?" fragte sie wieder.

Er blieb stehen. Er bückte sich und zog die Riemen seiner Sandale fest.

„Du mußt neue Opintschen haben", sagte sie, „deine sind ja schon zerrissen."

Er schritt wieder aus, schneller als zuvor.

Sie blieb ihm zur Seite. Sein Gesicht war vom brandigen Sonnenlicht tief eingedunkelt. Aber dort — an der Stirn unterm Rand der Mütze — war die Haut dort nicht blutig aufgerissen? „Er hat dich wieder geschlagen!" Mihail zog die Mütze rasch in die Stirn.

Marfa dachte ergrimmt an Alecsandri, den Vater Mihails. Warum wurde dieser Mensch an seinem Sohn zum Unmenschen? Zwar glaubten einige besonders Gescheite zu wissen, Mihail wäre gar nicht Alecsandris leiblicher Sohn, sondern sei von einem Manöver zurückgeblieben.

„Du weißt Mihail, du kannst auch zu uns kommen. Du wärst meinem Vater recht."

Seine Schritte wurden lang und heftig. Die Stute schlug einen unwirschen Trab an.

„Mihail", sagte die Reiterin, was willst du in der Stadt? Wenn du dort ankommst, sind deine Opintschen nur noch Fetzen. Man wird über dich lachen."

Sie sah, daß sie ihn endlich getroffen hatte. „Hier bist du ein Hirt, dort aber in Turtucaia bist du nur ein Tölpel."

Mihail blieb im Dorf. Es war alles wie vorher.

Er duldete weiter, was ihm auferlegt wurde.

Als Mihail zum erstenmal eines Flugzeugs ansichtig wurde, da war es ihm, als höbe sich sein Herz mit ihm, als weite sich seine Seele. Er stand auf Zehenspitzen, schaute und schauderte.

Fortan versuchte er, das seltsame Himmelsgefährt nachzuformen, in Holz zu bannen. Auch kam es manchmal über ihn, vorm Winde zu laufen, die Arme ausgespannt, und wenn der Crivat wehte, der die warme Luft russischer Steppen herüberführte, so gelang ihm der Wahn, sein Körper werde einen Hauch lang getragen. Er kam gar auf den Einfall, vom Wetterdach des Feldschuppens oder von einem Haufen weichen Krautes herabzuspringen mit schwingenden Armen, und einmal zerbrach er sich fast die Knie.

Mihail zog mit seiner Büffelherde aus, so weit, daß er vom Hang die Hütten des Dorfes nur noch wie graue Blattläufe am grünen Grunde kleben sah.

Am zweiten Tage kam Marfa herausgeritten. Das Gesicht unter dem krausen Strohhut war blütenweiß.

„Ich habe noch einmal mit meinem Vater gesprochen. Du kannst wirklich zu ihm. Du bekämst guten Lohn."

Mihail blies auf seinem Horn aus Birkenrohr.

Und er lächelte, als er die Musik von seinem Munde nahm. Marfa sprach auf ihn ein. Mihail blinzelte in die Landschaft. Milchblau zogen die Gebirgszüge am Blickrand. Die nahen Hänge waren von der Farbe schimmernder Kastanien. Plötzlich spähte er zum Himmel. Da schwebte der Flieger mit dunklem Ton. Saugenden Blicks stand Mihail. Seine Hände warfen das Flötenhorn zu Boden. Marfas Augen nahmen mit Herzklopfen wahr, wie er mit zurückgeworfenem Kopf dastand, die geschwungenen Brauen fast bis an die Zotten der Lammfellmütze hochgezogen.

Am Tage danach war Marfa wieder bei ihm.

„Kommst du am Sonntag vor den Kretscham? Ich bin auch da. Wir wollen die Hora tanzen, ja?"

„Ich kann nicht."

„Du kannst sie gut tanzen, die Hora. Und das letztemal hast du nur zugesehen."

„Ich mag nicht tanzen." Aber in den Schultern war es wie ein ganz sachtes Wiegen.

Mihail witterte unruhig gegen den Himmel. Jetzt sah auch Marfa das metallene Insekt. Es flog langsamer als sonst, sank, sank tiefer. Auch die Tiere spähten hoch.

Was war mit dem Flugzeug? Es rumorte besessen und wackelte mit den Flügeln. Mihail gab einen leisen, fast gurrenden Laut von sich. Der Hütehund sah nicht, daß etliche Tiere ins Treiben kamen. Er hielt den Kopf steif in die Höhe. Das Flugzeug war ganz abgesunken. Es fuchtelte schon jenseits der Gruppe. Die Räder glänzten. Jetzt machte es eine Kehre.

Mihail stand wie zum Sprunge geduckt. Seine Nasenflügel bebten. Marfa dachte unbestimmt, sie müsse ihn festhalten. Das Flugzeug kreiste zurück. Es war keine tausend Schritte vor ihnen. Es klebte förmlich am höckrigen Boden.

Da kam wieder dieser freudig gurrende Laut aus Mihails Kehle. Plötzlich begann er zu laufen. Wie ein Irrer jagte er über das Feld gerade auf den Riesenvogel zu. Der rüttelte und lärmte und schüttelte schwerfällig die Flügel. Marfa stand wie festgedonnert mit abgewürgtem Schrei. Die Stute bockte. Das Flugzeug war nur noch baumhoch über der Erde, Mihail mit wilden Armen darunter. Marfa glaubte durchs Getöse des wirbelnden Propellers sein Jauchzen zu hören. Kannte er keine Angst? Wollte er zermalmt werden?

Sie warf sich beide Hände vor die Augen. Jetzt gelang ihr der Schrei. Schon war sie bei ihrem Pferd, saß auf wie ein Mann, galoppierte. Ihr Schädel war voller Gebrause. Sie sah fremde Menschen, einen Offizier, eine Dame, mehrere Flieger, die alle durcheinanderredeten. Und dort — ja dort lag Mihail neben seiner Zottenmütze. Zwei hatten sich über ihn gebeugt. „Er lebt!" — „Vielleicht nur eine Quetschung." — „Das hätte Vollbruch geben können." — „Wie kam das nur, Kapitän?" — „Ein Glück noch, daß wir bei Gegenwind . . ." — „Ein tollkühner Bursche!" — „Wir müssen einen Arzt haben. Sofort!"

„Ich hole einen Arzt", schrie da Marfa.

„Ja, es ist gut", sagte der Offizier mit den blitzenden Orden. „Könnten was machen aus dem. Der Junge hat Auftrieb. Ich sehe ihn schon als Jagdflieger."

„Dauert's lange?" fragte der Pilot das Mädchen.

„Keine Stunde."

Sie galoppierte davon. Keine Stunde? Nein, das war eine Lüge. Sehr weit hatte sie es bis zum nächsten Arzt. — Das bräunliche Land haftete an ihr vorüber. Verzweifelt spähte sie nach dem Kirchturm von Turtucaia aus. Einem Bauern begegnete sie. Durch eine gedörrte Flußrinne sprengte sie jetzt. Die Eisen der Stute rührten Geröll auf.

Die Sonne wurde schwer und sank fürs Auge unmerkli.„ für die Haut aber spürbar.

Eine schlimme Ahnung wuchs in Marfas Brust, und das Pferd schnaubte. Schon feuchtete es durch das wildlederne Beinfutter.

Die Ahnung wuchs, wuchs ihr zur Kehle hinauf. „Nein!" rief sie und riß plötzlich das Pferd herum.

Nach einer Weile holte sie den Bauern ein, den sie vorhin getroffen. Sie galoppierte an ihm vorbei, daß ihm Steinbröſel gegen die Beine hagelten.

Als sie wieder bei der Herde anlangte, war das Flugzeug schon übers Rollen hinaus. Da half kein Schreien und Winken mehr. Der Platz, wo Mihail gelegen, war leer.

In dem strohbedachten Schober fand Marfa die Opintſi, die sie Mihail geschenkt hatte. Da hockte sie nieder. Schwer saß sie, die Füße gekreuzt, müde und bekümmert, nicht anders als ein Brezelweibchen in Turtucaia.

Elise hat Hochzeit.

Erinnerungen von Carola Ihlenburg.

Wir kannten Elise gar nicht, nur Mie kannte sie. Mie schaltet in unserem Hause. Sie tyrannisiert uns, singt viel, lacht laut und beweist an der Durchsichtigkeit des Morgenkaffees, was sie uns bieten darf. Nun zog seit Wochen die Kunde von Elisens herannahender Hochzeit durchs Haus. (Mie sagte „Huckst", denn sie ist aus Schlesien.)

Würde Elise ein ganz langes oder nur ein langes Brautkleid tragen? Einen Tüllschleier? Einen Rosenstrauß? Wird in der Kirche gesungen werden? Was für eine Wohnung wird Elise haben? Zwei oder drei Zimmer? Nußbaum oder Eiche? — Diese Fragen lagen greifbar in der Luft. Mie schälte diese Fragen von den Kartoffeln ab; sie wischte sie mit dem Staubtuch vom Klavier, sie stellte sie mit den Blumen in die Vase. Dabei verklärte sie sich zusehends. Sie sang weniger, sie lachte leiser, sie kochte uns einen dunklen, innigen Kaffee.

Ich fing an, mich für Elise zu interessieren. Nicht alle Menschen sind in Mies Augen gut. Die meisten haben große Fehler, die übrigen haben kleine. Aber Elise — —! Elise hatte keine Fehler, Sie war sanft. Sie widersprach nie. Sie war so gut, daß einen das Erbarmen packen mußte. Sie richtete über niemand, sie war eine duldende Gestalt. Sie hatte ihrer Herrschaft zehn Jahre gedient, und man trauerte ihr nach. — Und der Bräutigam? Ich fing an, mich auch für ihn zu interessieren. Mie war bereit, ihn mit Fäusten anzugreifen. Er war herrisch, ehrgeizig, eitel, bleich und dünn. Er trug eine Hornbrille und besaß einen Smoking. „Sie liebt ihn halt . . ." seufzte Mie. Im übrigen spielte er für uns keine Rolle.

So nahte der Tag heran. Am Vorabend herrschte bei uns, die wir Elisen gar nicht kannten, ein reges, lautloses, gleichsam unterirdisches Treiben. Wenn wir im Eßzimmer klingelten, befand sich Mie leider im Garten, am Tor oder im Pavillon, wo in der Dämmerung schattenhafte Besucher mit schattenhaften Paketen raschelten. Holzwolle lag herum. Blumen dufteten auf dem Gartentisch. Denn Elisens Wohnung war gar nicht weit von uns, an der nächsten Ecke, und Mie war die Vermittlungsstelle und Durchgangsstation für etliche Überraschungen, die der „Verein" dem jungen Paar veranstalten wollte.

Es ist ein merkwürdiger Verein. Ich halte ihn für einen Vorwand für die Landkinder, um ein bißchen Heimat in dem grausig-riesigen Berlin zu haben — ein bißchen pommersches, märkisches, schlesisches „Durf" —, um vom Lande reden zu können unter denen vom Lande, vom schweren Gewitter auf dem Feld und von der kleinen alten Mutter im Häuschen, die ihr Leben lang hat so schwer arbeiten müssen.

Wir hörten bei offenen Fenstern das heimliche Laufen, Torzuschlagen, Wiederkommen, leises Kreischen und Kichern. Die Berthe war dabei und die Minne und die Paula, und vor Elises Wohnung wurde Polterabend gemacht, mit alten Glühbirnen, die knallten. Es war eins, als Mie die Treppe hinauftappte und mit einem Schlage tiefste Ruhe eintrat.

Am nächsten Morgen herrschte eine unbeschreibliche, leise wogende Aufregung in unserem Haus. Mie war von inniger Abwesenheit. Unser Kaffeetisch trug Blumen, aber weder Messer noch Löffel. Der Kaffee war der beste, den Mie je gekocht hat. Um halb vier sollte die Trauung sein, um elf flatterte Mie schon mit geröteten Backen treppauf, treppab, durch den Garten, über die Straße . . . Freundinnen, die ich nie gesehen hatte, huschten auf Besuch herein und betrachteten die Geschenke. Ein riesiger Strauß Dahlien, Gladiolen und Phlox kam ins Haus. Die Geschenke standen auf dem Küchentisch: Vase, Schale und Körbchen aus Kristall. Mie las ein Gedicht vor, das dazu gedichtet worden war. Ich wurde ins Vertrauen gezogen und durfte die Blumen ordnen, in der Vase, in der Schale und in dem Körbchen. Dabei ging die Rede: „Jetzt sind sie schon vom Standesamt zurück. Frau Müller hat sie gesehen. Jetzt muß doch Elise schon anfangen, sich umzuziehen, nicht wahr? Ob sie nicht selig ist? Ob sie zittert? Ob sie keine Angst hat, es könnte im letzten Augenblick noch etwas dazwischenkommen?"

Mie glühte. Sie lief mit dem Kristall voller Blumen durch den Garten, um es noch nebenan zu zeigen. Ich wagte nicht, nach den Vorbereitungen zu unserem Mittagessen zu fragen. Es war keine Rede von Mittagessen. Fortwährend kamen neue Botschaften. Die Gartentür klappte. Ich hörte es von meinem kleinen düsteren Zimmer aus, in das ich geflüchtet war, und aß ein heimlich zusammengeworfenes Käsebrot. Aber ich war von der Aufregung ergriffen. Ich sah immerzu auf die Uhr. Als es drei schlug, waren Mie, Paula und Minne bereit. Es fing eben an zu regnen.

Ich beschloß mitzugehen. Ich wollte nicht allein zurückbleiben. Die Bäume sprühten warm. Vor der Kirche standen Leute. Innen war es bunt, die Glocken läuteten, und der halbe „Verein" saß in den vordersten Bänken. Ich saß auch dazwischen, fremd und verlegen, und dann kam das Brautpaar.

Elise kam. Sie ging schnell, weiß duftend, mit strahlendem Lächeln, unter einer Tüllkrone. Sie hatte gerade Schultern, schlanke Arme und glänzendes Haar.

Die Orgel spielte erst leise, dann immer mächtiger. Ganz gleich, in welcher Kirche und für wen oder warum: Ihr vielfältiger Ton schwoll an und verschlang die ganze Welt. Und mitten darin stand Elise, an der Seite eines Schattens, der eine Hornbrille trug, und hielt den Kopf gesenkt.

Manche weinten heimlich. Warum weinen so viele Frauen, wenn sie eine Trauung sehen? Es scheint eine uralte Gewohnheit zu sein. Jemand sagte mir, es sei die nie eingestandene und nie verwundene Enttäuschung. Ich fragte: „Warum weinen denn die Mädchen auch?" Die Antwort war: „Die Mädchen weinen aus nie eingestandener und nie zu verwindender Sehnsucht; aber eigentlich ist es bei den Frauen derselbe Grund. Enttäuschung ist auch unerfüllte Sehnsucht."

Aber ich glaube, es gibt auch welche, die brauchen nicht zu weinen, so wenig wie Elise und ich. Die Orgel brauste, die Sonne schien nach dem Regen schon wieder durch die bunten Fenster, und die Braut stand wie eine weiße Wolke in der tönenden Dämmerung, neben dem unwesentlichen Schatten, der eine Hornbrille als Erkennungszeichen trug. („Sie liebt ihn halt . . ." hatte Mie gesagt.)

Nun ist die „Huckst" längst vorbei. Mie tyrannisiert uns weiter, singt viel, lacht laut und kocht einen noch viel durchsichtigeren Morgenkaffee.



Lustige Ecke



Der Grund.



„Dieses Zeugnis von Ihrer vorigen Stellung ist sehr schlecht geschrieben!"

„Ja, aber ich saß auch auf dem Schoß meines Chefs, als ich es schrieb!"

Wydawca, nakladem i czcionkami drukarni A. Dittmann, T. z o. p., Bydgoszcz.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg